Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 154 (1881)

Artikel: Die Verlagerung von Rerb
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655962

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

August 2.—4. In Genf wird ein internationales Alpenklubfest abgehalten, unter Vorsitz von Pfarrer Freundler.

3. und 6. An diesen beiden Tagen werden die Gemeinden Blumenstein und Wattenwyl bei Thun durch Wasserverheerungen heimgesucht. Ueber hundert Familien werden davon betroffen, von denen die Hälfte, durchwegs ärmere Leute, alle ihre Erträge an Feldfrüchten verlieren.

9. und 10. Festliche Einweihung des neuen Kunstmuseums in Bern.

10. u. 12. 62. Jahresversammlung der schweiz. naturforschenden Gesellschaft in St. Gallen.

16.—18. Der schweizerische Unteroffiziersverein feiert sein Centralfest in Genf.

24. Unter großer Theilnahme und begünstigt vom schönsten Wetter wird in Unspunnen bei Interlaken ein kantonales Schwingfest abgehalten. Preisschafe erringen: Schneider (Trub), Zumbrunn (Aeschi), Salzmann (Trub), Müller (Aeschi), Egli (Emmenthal), Wäfler (Frutigen).

24.—27. In Zofingen feiert die Studentenverbindung Zofingia ihr 61. Centralfest.

September 1. Hauptversammlung der schweiz. statistischen Gesellschaft, präsidirt von Prof. Kinkelin, und der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft, unter Vorsitz von Bundesrath Schenk, beide in Bern.

7. In Bern wird auf Veranstaltung des schweizerischen Rennvereins ein Pferderennen abgehalten, das bei großartiger Betheiligung des Publikums ohne Unfall verläuft.

14.—16. Schweiz. Juristentag in Basel.

16.—20. Truppenzusammenzug der I. Division in der Gegend von Cossonay.

22. und 28. Versammlung der schweiz. geschichtforschenden Gesellschaft in Solothurn.

28. Generalversammlung der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker in Basel.

Am gleichen Tage Delegirtenversammlung des schweizerischen Volksvereins in Langenthal.

28. und 29. In Solothurn tagt der schweiz. Verein für Straf- und Gefängnißwesen.

Oktober 4. Jahresversammlung des schweiz. Gymnasiallehrervereins in Solothurn.

14. Eröffnung der permanenten Schulausstellung in Bern.

November 3. Zusammentritt des bernischen Großen Rathes zur ordentlichen Wintersession. Behandelt werden ein Gesetz über Vereinfachung der Staatsverwaltung und ein solches über Abänderung des Strafverfahrens; ferner die Dekrete über Aufhebung der Amtsblattverwaltung, über Besoldung der katholischen Geistlichen und betreffend Vereinigung der Kirchgemeinde Bargen mit Aarberg und Sutz mit Nidau. Ernennung von Ständeräthen. Die bisherigen, Sahli und Bitzius, werden wieder gewählt.

15. 45. Stiftungsfeier der Berner Hochschule.

25. Versammlung der bernischen reformirten Kantonssynode.

Dezember 1. Zusammentritt der Bundesversammlung. Es werden gewählt: Als Bundespräsident Welti, als Vizepräsident Anderwert, als Bundesrichter Bundesgerichtsschreiber Hafner.

5. In Bern stirbt nach längerer Krankheit Oberst Siegfried, Chef des eidg. Stabsbüreau. Er hatte sich namentlich um die schweizerische Landestopographie verdient gemacht.

18. Der bernische Große Rath versammelt sich zur Fortsetzung seiner im November abgebrochenen Wintersession. Das Haupttraktandum bilden der Staatsverwaltungsbericht und die Staatsrechnung für 1878 und eine Vorlage des Regierungsrathes, betreffend Aufnahme eines Anleihens von 17 Millionen Franken.

Die Belagerung von Nerb.

Der Großvater hat heute wieder seinen bösen Tag. So sagte ein Farmer im westlichen Nebraska in den Vereinigten Staaten zu seinen zwei Söhnen, welche mit den Gespannen zurückkehrten, die das Korn zur Dampfmühle geführt hatten.

Das kommt von seinen Erinnerungen, ich weiß es, antwortete der Aeltere; Großvater muß schlimme Zeiten erlebt haben.

Warum erzählt er uns nichts davon, wenn er wohl ist, fuhr der Jüngere fort; würde ihn das nicht erleichtern, statt die Sachen für sich zu behalten; wenn er dann seine bösen

Stunden hat, spricht er mit Niemanden. Wie wäre es, wenn ich ihn einmal aufforderte, davon zu sprechen; Großvater mag mich sonst gerne um sich leiden, vielleicht legt er los, wenn ich ihn darum bitte.

Thue das, wie du magst, sagte der Vater, mir hat er einmal davon erzählt, und ich bin froh, daß ich das Meiste vergessen habe. Jetzt aber zu den Pferden, das sollte euch das Nächste sein.

Ohne Antwort gingen die Burschen in den Stall und besorgten flink ihre Pferde; dann gingen sie in ihre Kammern, wuschen sich und kleideten sich sauber an, ehe sie zum Abendessen kamen.

Wider Erwarten kam der Großvater zu Tische, sprach aber wenig; keiner der Anwesenden machte während des Essens irgend eine Bemerkung über die vorige Mißstimmung des Großvaters, welche der Vater als dessen böse Tage zu bezeichnen pflegte.

Nach dem Essen nahm der Großvater einen entkörnten Maiskolben und gab ihn dem jüngern Großsohn, damit ihm dieser durch Aushöhlen und Einsetzen eines Schilfröhrchens eine neue Pfeife mache. Während der Junge vor dem Hause stehend schnitzte, setzte sich der Großvater auf einen Klotz, nahm ein Stücklein Holz und schnitt kleine Spähne ab, wie es die westlichen Farmer zur Unterhaltung zu thun pflegen.

Nachdem der Junge an seiner einfachen Pfeife eine Weile gehöhlt und außen geebnet hatte und merkte, daß der Großvater aufthaute, machte er so leichthin die Bemerkung: Das mag schon lange her sein, Großvater, seit du in dieses Land gekommen bist.

Der Alte sah ihn etwas von unten an, merkte die Absicht wohl, antwortete aber kurz: Ein halbes Jahrhundert wird es sein und mehr, kalkulire ich.

Wie sah es denn aus im alten Lande, gewiß nicht so gut wie hier; wir sind doch das erste Land der Welt?

Das mag jetzt sein, versetzte der Großvater, aber es war eine Zeit, wo ich das alte Land für das Beste auf Gottes Erdboden ansah, und wenn nicht .... Hier hielt der Alte inne; der Junge that, als merke er die Unterbrechung nicht, langte nach einem Nagel und trug ihn durch die offene Thüre in die Gluth des Herdes; dann setzte er sich neben den Großvater und begann ganz unbefangen: Wenn nicht....?

Nun ja, nahm der Großvater das Wort, einmal darfst du es doch wissen; dein Vater wird wohl das Meiste vergessen haben; er ist, wie dein Bruder John und mein Bruder Hans, nicht für das Behalten von Geschichten eingerichtet; du gleichst schon mehr meinem jüngern Bruder Fritz, welcher.... Der Alte setzte ab und fing nach einigen Augenblicken wieder an:

Ich werde alt und es ist mir, als sollte ich nicht lange mehr leben. Da ist es besser, ich erzähle dir Alles, wie es war und wie es kam. Du bist zwar noch jung, aber du hast einen guten Kopf und kannst vielleicht deinem Lande etwas nützen; ich sage: deinem Lande, denn mein Land, obgleich es nicht mehr existirt, ist eben doch das meinige und bleibt es für mich, obgleich ich mehr als ein Menschenalter hier gewohnt habe, bis an mein seliges Ende.

Dieses Land lag jenseits des großen Wassers gegen Morgen, mitten zwischen andern Ländern, und hieß Lethevia. Es war ein schönes Land, mit hohen Bergen und klaren, reichen Wassern, wohlhabend und glücklich. Das Land theilte sich in ungleich große Bezirke, die meist nach der ursprünglichen Abstammung der Bewohner gegliedert waren, denn auch diese waren vor uralter Zeit eingewandert. Einige wenige Bewohner in den Bergen mochten von uralter Zeit her dagewesen sein, doch merkte man den Unterschied kaum. In der Nähe der Hauptstadt des Landes, der Stadt Nerb, eine kleine Tagreise davon entfernt, lag unser Heimwesen. Es sah aber nicht aus wie hier, wo lauter kleine Gebäude getrennt von einander stehen, sondern fast Alles, was von Menschen, Vieh, Geräth und Vorräthen dazu gehörte, war in einem großen Hause vereinigt; gegen Mittag lagen die Wohnräume, gegen Mitternacht die Vorräthe. Das Haus hatte ein mächtiges Dach, vor den Wohnräumen lag ein Garten mit Küchengewächs und Blumen, daneben stand eine Linde mit einer Bank darunter, weiter unten — denn das Haus

lag an einer Halde — war ein Weiher mit Pappeln und einen guten Gewehrschuß weiter unten lag das Dorf, wo die Häuser näher beisammen standen. In diesem Hause lebten wir, Vater, Mutter, drei Söhne und eine jüngere Schwester. Wir hatten ordentlich Land und bebauten es mit möglichst wenig fremder Hülfe, wie hier zu Lande. Das Land war gut, aber es trug doch bei weitem nicht ab, was hier; es war eben seit undenklichen Zeiten benutzt und nicht immer richtig behandelt worden. Erst damals fing man an, der Düngung die rechte Aufmerksamkeit zu schenken. Der Vater und die Mutter waren damals, als es so über uns kam, gegen fünfzig Jahre alt, der ältere Bruder Hans war zweiundzwanzig, ich etwas über siebzehn, der jüngere Bruder Fritz, den ich besonders lieb hatte, etwa fünfzehn und die Schwester zehn Jahre alt.

Hier stand der Junge auf, holte den glühenden Nagel, brannte ein Loch in den fertigen Pfeifenkopf und steckte ein Schilfröhrchen hinein, gab dem Großvater die Pfeife, der sie mit Dank annahm, aus einem Ledertäschchen etwas Tabak in dieselbe stopfte und sie mit dem noch heißen Drahte entzündete und dann fortfuhr: Bei uns war damals Jeder Soldat, welcher gerade Glieder hatte und kein Gebrechen. Wir gehörten vom zwanzigsten Jahre an Alle zur Miliz. Es war nicht freiwillig, wie hier, sondern obligatorisch; es war auch keine solche komische Sonntagssoldaterei, sondern es wurde tüchtig gearbeitet, und die Feste und Aufzüge von hier zu Lande gehörten nicht dazu. Hier hat man eben nichts zu fürchten und dort hatte man Alles zu fürchten. Wir waren umringt von kriegerischen Völkern, welche von Zeit zu Zeit schrecklich an einander geriethen. Ich erinnere mich noch aus meiner ersten Jugend, wie einst viele Tausend Ransofzen, von den Repussen vertrieben, bei uns Schutz vor der Verfolgung suchten. Sie haben uns diesen Schutz später schlecht verdankt. Aber eben das Militär kostete den Staat viel Geld, die Leute selber nicht, sie bekamen die ganze Montirung umsonst und opferten nur ihre Zeit. Gegen diese Institution wurde von vielen Seiten agitirt, das gleiche Gesindel, welches am Staate nichts Gutes sehen wollte, machte auch das Heer, besonders die Führer, verächtlich und lächerlich; besonders waren dem Heerwesen diejenigen auffätzig, welche man nicht etwa wegen Gebrechen gar nicht dazu genommen hatte, sondern die es darin zu keinem Ansehen bringen konnten. Noch kurz vor der schweren Zeit, die über uns hereinbrechen sollte, war von Seite vieler Militär gewarnt worden, wir hätten nicht genug Geschütz und man hätte seit Jahrzehnten alle alten Befestigungen eingehen lassen, ohne neue dafür zu errichten. Natürlich wurden solche Anregungen verlacht; hatten wir doch seit mehr denn achtzig Jahren im Frieden gelebt, einige kleine Klopfereien der Bezirke unter sich abgerechnet. Die Leute höhnten und meinten, es handle sich bei den Herren Kriegsobersten mehr um Beschäftigung, als um Befestigung; selbst im Landrathe wurde die Angelegenheit auf die lange Bank geschoben, damit die Schreier ihn in Ruhe ließen.

So war es damals. Handel und Gewerbe waren seit Langem darnieder gelegen und man begann eben aufzuathmen; die letzten Jahre waren für die Landwirthschft und den Rebbau sehr spärliche gewesen, es war wohl noch ordentlich Geld im Lande, aber nirgends kein Kredit, die Einzelnen hatten keines mehr und hatten Mühe, welches zu bekommen, die Geldinstitute hingegen hatten Mühe, ihr Geld vortheilhaft zu placiren, da Niemand neue Unternehmungen wagte. Es war um die Zeit, als hier zu Lande nach längerer Frist eine überreiche Ernte den Handel neu belebt hatte, auch drüben im alten Lande fing man wieder an zu hoffen und aufzuathmen, war doch auch für uns die letzte Ernte keine karge gewesen.

Es war im Hochsommer, man las zuweilen in den Zeitungen einige Neuigkeiten über ein entlegenes Volk, die Kürten, welche keine Ordnung halten konnten und deshalb mit allen ihren Nachbarn von Zeit zu Zeit Händel hatten. Das ging uns nun weiter nichts an und Niemand ahnte das Unheil, das daraus entstehen sollte. Eines unserer Nachbarvölker, die Schetuden, zu welchen auch die Repussen gehörten, mischte sich schließlich in die Sache. Diesen Moment be-

nützten die Ransofzen, unsere westlichen Nachbarn, welche schon lange auf die Gelegenheit paßten, um ein streitiges Gebiet, welches von den Repussen besetzt war, zurückzufordern. Dieses Gebiet war aber von diesen so gut befestigt worden, daß die Ransofzen beschlossen, dasselbe von der Seite zu besetzen. Das konnte aber nur geschehen, indem sie durch unser Land zogen. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre, daß mitten in der Nacht, zu einer Zeit, als Niemand an Böses dachte, an unser Haus geklopft wurde. Es war ein Läufer vom Amte, der für meinen ältern Bruder Hans, der Gefreiter bei der Artillerie war, ein Aufgebot brachte: derselbe solle sich sogleich auf den Weg nach Nerb machen, es gebe Krieg. Mit dem Schlafe war es vorbei; vernehmen konnten wir nicht viel, denn der Läufer war längst wieder weg. Wir halfen dem Hans packen, die Mutter kochte ihm noch einen guten Kaffee auf die Reise, der Vater holte ihm einiges Geld aus dem Schranke im hintern Zimmer, auch die Mutter steckte ihm rasch noch etwas zu, und bald ging Hans, ohne viel Klagen, weder von seiner noch der Eltern Seite, hinaus in den dämmernden Morgen. Wir Buben wären gerne mit, aber der Vater litt es nicht, denn die Ernte stand vor der Thüre; gefürchtet hätten wir uns nicht.

Am Morgen vernahmen wir böse Geschichten. Der Gesandte der Ransofzen sei um 11 Uhr Nachts zum Staatspräsidenten gekommen und habe erkärt, die Truppen seines Landes marschiren in diesem Momente gegen unsere Grenzen, wir sollen entweder gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, oder uns den Schaden gefallen lassen. Statt der Antwort spielte der Telegraph und berief die Wehrmänner zur Vertheidigung des Landes. Die Grenzen zu vertheidigen, war es zu spät, die Landwehren rotteten sich zusammen, so rasch sie konnten, und wären nur einige wenige von den Befestigungen dagewesen, über die man so gespottet hatte, sie hätten sich der Feinde wohl erwehren mögen, bis Hülfe aus den nächsten Gebietstheilen gekommen wäre. So aber wurden sie versprengt und retteten sich gegen das Innere des Landes, der Feind folgte auf dem Fuße. Unterdessen besammelte man die jüngern Jahrgänge, die Miliz, und dirigirte sie, so rasch man konnte, gegen die Grenze zu; längs dieser, drei bis vier Tagreisen inwärts, lag ein großer Fluß, an diesem arbeitete von dem ersten Tage an Jung und Alt, um die Brücken und seichteren Stellen durch Erdwerke zu schützen, in welchen sich die Landwehren, sowie die ersten Zuzüge der Miliz festsetzten. Nach einer Woche stand der Feind an dem Flusse, die Erdwerke waren kaum zur Hälfte fertig. Das wußte der Feind; er wußte auch, daß wir nur wenige, alte Geschütze besaßen, und daß diese nicht zur Zeit zur Stelle sein konnten; er wußte auch, daß keine Schanzen vorbereitet waren und daß wir in so kurzer Frist nichts fertig bringen konnten; er hatte sich mit vortrefflichem Geschütz und Kriegszeug aller Art vorgesehen und griff nun unsere Truppen, die aus kaum einem Viertel der Miliz, einigen Landwehren, sowie den Resten der jenseits gegeschlagenen Truppen bestanden, mit Ungestüm an. In der Ferne verkündeten Tags die Rauchwolken, Nachts der Feuerschein den erschrockenen Einwohnern an, was im eroberten Lande vor sich ging; wo sie nur durchkommen konnten, flüchteten sich die erschreckten und vertriebenen Einwohner gegen das Innere. Bei uns that man, was man konnte, um sie zu ernähren; ihre Erzählungen verbreiteten Schrecken, denn sie vergrößerten die Kriegskunst des Feindes und glaubten, unsere Truppen wären ihm nicht gewachsen. Auch übertrieben sie jedenfalls seine Anzahl, so daß beinahe Muthlosigkeit auf dem Lande eintrat. Doch gab es Männer, unter diesen mein Vater, welche an die alte Tapferkeit unseres Volkes glaubten, den Muth nicht sinken ließen, sich Gewehre verschafften und sich rasch formirten als dritte Linie, Landsturm, wie sie sich nannten. Mein Vater, der zwar im Heere gedient, aber nicht hoch gestiegen, führte die Landstürmer unserer Gegend, da die wirklich Wehrpflichtigen, die es sonst gekonnt hätten, längst am Flusse standen.

Es hieß, wenn man den Fluß nur eine Woche halten könne, so sei man dem Feinde gewachsen, da der Nachschub aus andern Landes-

theilen ununterbrochen vor sich ging. Ja, wenn wir nun diese Befestigungen gehabt hätten, welche man an dem Flusse errichten wollte, und gegen welche sich die Einwohner der dortigen Gegend, der Bregara, gewehrt hatten! Ja, wenn wir einige bessere Geschütze gehabt hätten, oder wenn auch nur genug von unsern alten Kanonen zur Stelle gewesen wären: es wäre gewiß gegangen.

Weiter oben an dem Flusse, von Hügeln gedeckt, zwei Tagreisen weiter, lag die Hauptstadt Nerb; rings um diese herum arbeitete Arm und Reich, Jung und Alt, Klein und Groß an den Schanzen; womit man aber diese besetzen wollte, wußte Niemand.

Am Flusse war seit drei Tagen unablässig gekämpft worden, schon hatten wir von diesem oder jenem Bekannten vernommen, daß er gefallen oder verwundet sei; die Zuzüge aus dem Innern dauerten fort und man hoffte den Fluß halten zu können. Da zeigte sich, wie klug der Feind gerechnet hatte. Weiter unten näherte sich der Fluß der Grenze und war von dieser durch ein Gebirge getrennt, jenseits welches wieder ein Fluß lag; das Gebirge war zwar zerklüftet, aber nicht ungangbar. Während unsere Truppen am mittleren Flußlaufe den Feind aufhielten, ließ der Feind Trupp über Trupp auf neuen Straßen und Bahnen, die er kurz vorher gebaut hatte und die wir in unserm Leichtsinne noch als Vortheile begrüßt hatten, gegen den untern Lauf des Flusses marschiren. Wohl warf man ihm dort entgegen, was man hatte, wohl hatte man auch dort Erdschanzen so rasch als möglich angelegt, es fehlte aber an Geschütz und an Munition. Am vierten Tage, nachdem der Feind am mittleren Flußlaufe erschienen war, brach er nach einer fürchterlichen Gegenwehr von unserer Seite über den untern Flußlauf und richtete sich direkt gegen die Hauptstadt.

Damit war es auch am mittlern Flußlaufe entschieden; an zwei Orten warfen sich unsere Truppen dem über den untern und mittlern Flußlauf andringenden Feinde entgegen, leider vergebens. Der Feind, durch keine ernsthaften Befestigungen am Vorrücken gehindert, hatte auf allen Bahnen Verstärkungen an sich gezogen und trat mit Uebermacht auf. Wohl wiederholten sich Züge von Heldenmuth, wie wir sie in Chroniken gelesen, aber die neue Zeit verlangte neue Kunst, und diese hieß „Vorbereitung". An dieser hatte es bei uns gefehlt; der Heldenmuth und die Todesverachtung, die Opferwilligkeit und die Treue fehlten nicht, aber was nützten diese, wenn die Mittel nicht da waren, daraus Erfolge zu ziehen? So wurden unsere Truppen zurückgedrängt und der Krieg kam in unsere Gegend.

Hier hielt der Greis inne. Längst war sein Pfeifchen ausgegangen; er klopfte nicht einmal die Asche aus; der Junge saß schweigend neben ihm. Es war dunkel geworden und in seltener Klarheit ging der Mond auf. Mit bewegter Stimme, indem er die Hand auf die Schulter des Jünglings legte, fuhr der Alte fort:

Der Krieg kam in unsere Gegend. Von Kriegsrechten wußten wir nur so viel, daß man sich gegen jeden Eindringling zu wehren habe, etwas Anderes hätten wir weder begriffen, noch geglaubt. Unsere Soldaten zogen in kleineren und größeren Trupp gegen die Hauptstadt, der Feind folgte. Da sammelte sich der Landsturm, von dem, wie gesagt, der Vater einen Theil führte. Untermischt mit Resten von unserer Miliz und der Landwehr, machte er dem Feinde jeden Wald, jeden Bach, jedes Gehöfte streitig. Der Feind wollte Zeit gewinnen, damit die Befestigung der Hauptstadt nicht Zeit habe, etwas Erhebliches zu werden; daher wuchs seine Erbitterung mit dem unerwarteten Widerstande, den er außerhalb des Flusses nicht so getroffen. Die Leute dort waren eben vielerorts genußsüchtig und verweichlicht. Es gingen dunkle Gerüchte, wie er sich räche; wir aber fühlten uns in unserem heiligen Rechte und schlugen zu, wo es traf. Ich selbst folgte dem Vater, trug Munition zu und holte Eßwaaren, an denen es zu mangeln anfing; der Durchzug der Truppen hatte viel gebraucht. Wir hatten eines Morgens geplänkelt, aber der Feind wurde immer zahlreicher, wir zogen uns langsam zurück bis an einen großen Wald, der den Hügel über unserm Dorfe bedeckte. Hier sagte der Vater zu mir:

Lauf heim, Bub, und grüße die Mutter, sie sollen aufpacken und gehen und die kranke Schwester mitnehmen, wie sie können. Vielleicht komme ich nach, sonst bleibt redlich und brav und vergeßt euern Vater nicht. Gewohnt, zu gehorchen, ging ich gegen unser Heim zu, das kaum eine Meile weit lag. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich von der Höhe aus schon nahe am Dorfe die feindlichen Reiter sah, denen Soldaten zu Fuß folgten. Sie mußten irgendwo durchgebrochen sein. Schnell eilte ich zurück, um den Vater zu benachrichtigen. Zu spät! In der Vertheidigung des Waldrandes hatte ihn eine Kugel getroffen und getödtet, so erzählten mir die Flüchtigen. Thöricht in meiner Liebe eilte ich dennoch vorwärts, als ich plötzlich durch einen schweren Schlag bewußtlos niederfiel. Gegen Abend kam ich zu mir selbst, mein Kopf schmerzte furchtbar, lange brauchte ich, um zu wissen, was mit mir geschehen. Ein Baumast lag neben mir, der, durch ein Geschoß abgeschlagen, mir auf den Kopf gefallen war. In der Nähe war ein Bächlein, in dem ich den Durst stillte und mich vom Blute reinigte; dann schlug ich schwankend den Weg gegen unser Dorf ein. Ein Brandgeruch war weit und breit. Gegen den Rand kommend, gewahrte ich Feuerschein in der Richtung des Dorfes; aus dem Walde getreten, erkannte ich im dichten Qualme die Gegend kaum mehr, nur wenige Häuser standen noch, das unsere war vollständig abgebrannt. Mit namenloser Angst im Herzen irrte ich auf der Brandstätte umher, von den Meinigen war keine Seele sichtbar, auch vom Feinde keine Spur mehr. Ich schlich gegen das Dorf zu. Eine Todtenstille herrschte; da und dort lagen zerschlagene und zertrümmerte Stücke Hausrath umher. Ich kam, ohne einen Menschen zu treffen, bis gegen die Kirche. Auf dem Kirchhofe lag eine Gruppe todter Körper, die, nach der Kleidung zu schließen, Landleute waren. Als ich näher trat, schienen mir Bekannte darunter. Sie waren mit Stricken gebunden und waren augenscheinlich an der Kirchenmauer erschossen worden. Mit einem Male glaubte ich das Tuch, welches einem Todten noch vor die Augen gebunden war, als das meines Bruders Fritz zu erkennen. Mit wilder Hast warf ich die oben liegenden Körper zur Seite, riß das Tuch weg, und mit einem fürchterlichen Aufschrei sank ich auf meines Bruders Leiche.

Da schlang der Alte seine Arme um den Jüngling: Er war wie du, gerade wie du jetzt bist, so war er — gewesen; heute gemahnte mich eine Bewegung von dir an ihn, deshalb kam die böse Stunde. Der Großvater stützte sein Haupt auf beide Hände und fuhr fort:

Es war noch nicht Alles. — Lange lag ich da, unsägliches Weh im Herzen; spät, gegen Mitternacht, hörte ich Geräusch, ich erkannte einen Nachbarn, der sich vorsichtig der Stätte näherte. Als ich mich aufrichtete, wollte er davonlaufen, doch als ich ihn bei seinem Namen rief, blieb er stehen. Unter den Erschossenen war auch sein Bruder. Er erzählte mir schreckliche Dinge. Der Feind, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, wollte furchtbare Rache nehmen; wer mit den Waffen in der Hand betroffen, wurde ohne Weiteres niedergemacht, dann wurden die Häuser untersucht, und wo sich Waffen fanden, die männlichen Glieder des Hauses auf den Kirchhof geführt, um erschossen zu werden. Vergebens berief sich der alte Lehrer des Ortes auf unsere Sitte, unsere Geschichte, unsere Verfassung, und daß wir wenigstens das Recht eines Soldaten beanspruchen dürften. Höhnisch erwiderte man ihm, daß unsere Heeresverfassung selbst ja gar kein Wort von Landsturm oder Bürgerwehr enthalte und daß daher nach Kriegsrecht jeder Bewaffnete, der nicht Uniform trage, als Räuber und Mörder anzusehen sei. Es war entsetzlich im Dorfe, die Frauen schrien und warfen sich vor den Offizieren auf die Kniee; diese beriefen sich auf ihre Befehle, oft mit abgewandtem Gesichte, aber sie führten diese aus. Auch meine Mutter hatte lange gebeten, zuletzt hatte sie sich mit ihrem Leibe vor meinen Bruder Fritz geworfen. Soldaten rissen sie weg. Da erwachte in ihr die Kraft und der Zorn einer Löwin, sie entriß einem Soldaten den Säbel, dem Beispiel folgten andere Weiber und Männer, und es folgte ein furchtbares Gemetzel. Nicht weit vom Kirchhofe lag die Leiche meiner Mutter. Während des

Streites wurde Feuer in dem Dorfe angelegt; dasselbe verbreitete sich rasch. Auch unser Haus fing Feuer, — meine kranke Schwester blieb in den Flammen; — es hatten sich Alle geflüchtet, die nicht ins Gemetzel gerathen waren.

Siehe, sagte der Greis, diesen Augenblick kann ich das ruhig erzählen, aber es gibt Zeiten, wo die Erinnerung unversehens über mich kommt. Ich weiß nicht, ob das, was mich damals bewegte, Verzweiflung, ob es gut oder böse war; ich weiß nicht, ob es recht ist, aber ich kann noch heute keinen Menschen die Sprache des Feindes reden hören, ohne Lust zu verspüren, ihm Unglück und Schaden zuzufügen. Darum habe ich vor einigen Tagen den Fremden weggewiesen, obschon er müde, arm und hungrig war und es weit ist bis zur nächsten Farm; er redete mich an in der verhaßten Sprache, die für mich das Zeichen der Mörder aller meiner Lieben geblieben ist. Ich bin dem Grabe nahe, aber noch kenne ich kein Erbarmen, wie sie keines gekannt haben.

Ich vermuthete, mein noch lebender Bruder Hans sei mit den Truppen gegen Nerb zu marschirt, und ich suchte zu ihm zu gelangen. Dieß war aber nicht leicht, da der Feind zwischen ihm und mir lag. Da ich aber die Gegend vollständig kannte, machte ich mich noch in der Nacht auf, nachdem ich von den Leichen Abschied genommen und die nach und nach zurückkehrenden Nachbarn um Bestattung meiner Angehörigen ersucht hatte. Ein anderer junger Bursche, der seinen Vater verloren, schloß sich mir an. Nach etwa anderthalb Stunden stießen wir auf ruhende Wagenzüge des Feindes; wir wollten weit an ihnen vorbei gehen, als ich vom Zorne plötzlich angestachelt doch vorzog, mich zu nähern, um womöglich dem Feinde Schaden zuzufügen. Es waren Pulverwagen, die bewacht wurden; in der Nähe waren einige Wachtfeuer, an denen Soldaten schliefen. Wie eine Katze schlich ich hinzu; an meinem Messer war ein Spitzbohrer, ich paßte der Schildwache ab und schlich auf der dunkeln Seite hinzu und bohrte an; zuerst traf ich auf Blech; bald fand ich einen hölzernen Kasten; ich bohrte weit hinein, von Zeit zu Zeit inne haltend und mich theils unter dem Wagen versteckend, theils unter die Blache schmiegend, die den Wagen überdeckte; als ich weit gebohrt, leckte ich die Spitze meines Bohrers, am kühlen Geschmacke erkannte ich Pulver. Vorsichtig näherte ich mich einem Wachtfeuer, riß einen Streifen meines baumwollenen Hemdes ab und machte eine Schnur daraus, die ich anzündete; wieder gelang es mir an den Wagen zu kommen, mit einem dünnen Rüthchen steckte ich die Zündschnur tief ein, die unter der Blache verborgen blieb, und kroch davon; sowie ich weiter entfernt war, eilte ich, meinem Kameraden wagte ich nicht zu rufen, ich traf gleich wieder auf Wachtfeuer, die ich dießmal umgieng, ohne entdeckt zu werden, bis ich, es mochte etwa eine Viertelstunde sein, glaubte, den Feind passirt zu haben; etwas unvorsichtiger forteilend, wurde ich plötzlich angerufen. Rasch duckte ich mich nieder, noch einmal wurde gerufen, mehrere Soldaten näherten sich dem Busche, hinter dem ich steckte, und ich gab mich für verloren. In demselben Augenblicke ertönte weit hinter mir ein furchtbarer Knall, dem rasch mehrere folgten. Mit einem eigenen Gefühl der Zufriedenheit, daß mein Wagniß geglückt war, sprang ich auf und davon. Wohl knallten Schüsse nach, aber keiner traf; mein tollkühnes Unterfangen selbst hatte mich gerettet. Ich war nun jenseits des Feindes und eilte rasch gegen die Stadt zu. Im Morgengrauen traf ich auf Landstürmer; ich erzählte nichts; es war ein eigenes Gefühl über mich gekommen, welches mich davon abhielt, es war mir, als wäre ich ein Mann geworden und als wäre aller Schmerz der letzten Stunden gewesen wie eine Schuld, die ich tilgte; ich fühlte, daß mir nur noch eine große Pflicht auflag, und daß Jeder diese Pflicht auch haben sollte. Nun verstand ich die Abschiedsworte meines Vaters. Bei den Landstürmern blieb ich nur, bis ich etwas gegessen hatte, denn seit dem vorigen Morgen war ich ohne Nahrung geblieben. Bei Nerb wollte man mich zuerst nicht passiren lassen, da die Vorräthe nicht groß oder gar nicht vorhanden waren, und man keine unnützen Esser hineinlassen wollte. Ein Offizier ließ mich endlich hinein, da ich ihm sagte, wen ich suche; er kannte die Compagnie meines Bruders und wies mich

zum rechten Orte; er meinte, ich sei doch groß genug, um etwas zu nützen.

Bald fand ich meinen Bruder Hans; er war jetzt Wachtmeister, das war nämlich mehr, als er gewesen, da er uns verlassen. Er war erstaunt und erfreut, mich zu sehen; besorgt fragte er um Nachrichten von zu Hause. Ich begriff nicht, wie er, der sonst so aufbrausen konnte, gerade wie dein Bruder John, meine kurze Erzählung so ruhig aufnehmen konnte. Es kam mir selber vor, als sei die Geschichte schon lange vorher geschehen, als sei sie ein schrecklicher Traum gewesen; das große Unglück und der Krieg, und der ist auch eines, machen eben in Stunden Jahre alt. Hans reichte mir die Hand und sagte: Bleib bei uns, bleib bei mir; so lange wir das Leben noch haben, wollen wir aushalten; wir geben nicht ab, so lange wir noch die Kraft besitzen, ein Geschoß in die Kanone zu laden.

Er verschaffte mir eine Uniform, man nahm mich trotz meiner Jugend in der Compagnie an und sah auch nach meiner Kopfwunde, die mir in den ersten Tagen noch Schmerzen und Fieber verursachte. Die Batterie, zu der Hans gehörte, hatte bei den Gefechten nach dem Flußübergange des Feindes die meisten Pferde verloren; andere waren nicht zu bekommen und so bedienten sie ihre Geschütze zu Fuß, das heißt, sie blieben mit den Geschützen da, wo sie nun einmal waren, in einer Erdschanze auf dem Kamme eines Hügels, welcher vor einer Straßenbiegung lag.

Am zweiten oder dritten Tage gegen Abend sahen wir in der Ferne dunkle Streifen sich bewegen, bald folgte ein Blitz und ein Knall, dann noch einer und wieder einer. Der Feind versuchte uns zu überraschen und brachte eine furchtbare Menge von Geschützen und Mannschaften ins Gefecht; wir blieben auch nicht müßig und nun war ich zum ersten Male in der Schlacht; ich besorgte das Zutragen der Munition, da ich ja am Geschütze nicht zu brauchen war. Kugeln flogen um mich her, schlugen mir sogar an die Kästen, ich selber blieb unversehrt; vom Geschütze fiel dieser und jener verwundet oder todt nieder; die Verwundeten trug man weg; die Todten schob man bei Seite und deckte sie mit ihrem Mantel oder sonst was zu. Viele Geschosse trafen die Räder und wir hatten alle Mühe, von andern Wagen neue zu bekommen. Nach langer Kanonade begann das Stürmen des Feindes; da kam er aber nicht an; trotz der geringen Zeit waren die Erdwerke gut und, wie ich denke, auch richtig angelegt und da kam er mit jedem Schritte näher in ein mörderisches Feuer, so daß er endlich bei sinkender Nacht zurückwich und nach und nach das Feuer verstummte, nur erfüllte Rauch und Brandgeruch noch bis zum Morgen das weite Feld.

Es gab einige ruhigere Tage, der Feind, der mit Bestürmung nichts erreicht, bereitete sich vor zur Belagerung. Am Morgen und Abend wurden meist einige Schüsse gewechselt, bis man unsererseits das Schießen verbot, da wir nicht viel Munition besaßen und keine zu erwarten war.

Die Tage wurden uns lang; von Zeit zu Zeit nahm der Feind die Beschießung wieder auf und, wie es uns schien, mit immer größeren und näher rückenden Geschützen. Was wir an stärkeren Geschützen besaßen, war weit unter dem des Feindes, sowohl der Größe und der Kraft, als der Zahl nach. Ein großer Theil war zudem an dem Flusse verloren gegangen, ein anderer Theil war alt und abgenutzt; nicht besser stand es mit der Munition, auch diese war alt und unsicher, selbst die Gewehrmunition versagte zuweilen, die Infanteristen wurden mißtrauisch, da sie sich auf ihren geladenen Schuß nicht verlassen konnten. An den Wällen gab man ihnen aus älteren Beständen Reservegewehre, die sie geladen neben ihren Gebrauchsgewehren stehen hatten, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Hie und da wurden vom Feinde kleine Stürme gemacht, weniger des vermutheten Erfolges wegen, als um unter deren Schutz sich näher gegen uns festzusetzen; im Anfange gab es kurze Waffenstillstände, um die zwischen den Linien liegenden Todten zu begraben, später nicht mehr; ein übler Geruch erfüllte die Luft und wer krank oder verwundet wurde, starb fast sicher. Unsererseits wurde wenig unternommen; es mangelte an Mannschaft und ganz besonders an fahrbarem Geschütz, ohne welches auf keinen großen Erfolg in den Ausfällen zu rechnen war. Für die wenigen Pferde war nirgends

Futter, man ließ sie laufen, um Gras zu fressen, und so fiel eines nach dem andern von den zufällig treffenden Geschossen des Feindes; sie wurden, wo es sich nur machen ließ, ausgeweidet und das Fleisch gegessen, denn Anderes war nicht vorhanden. Auch sonst hatte man versäumt, in Friedenszeiten Magazine anzulegen; bald waren wir auf täglich eine karge Mahlzeit angewiesen. Die Leute der Stadt mußten alles Eßbare, was irgend wie da war, hergeben und dieses wurde den Soldaten und Einwohnern in gleichen Theilen ausgeschieden.

Unter den Leuten unserer Batterie war der Sohn eines reichen Herrn in der Stadt, der sonst dem Wehrwesen feindselig gewesen war; dieser kam nun einmal, als es ruhig war, zu den Geschützen heraus, um seinen Sohn zu sehen; er war des Lobes über die braven Vertheidiger voll und brachte dem Sohne Geld, glänzendes Gold; der Sohn gab ihm bitter sein Geld zurück und sagte: macht Brod daraus, Gold kann ich nicht essen. Ein Offizier sagte, für das Gold da hätte man Backsteine genug kaufen können, um diese ganze Schanze fest zu bauen. Ein Wachtmeister sagte: macht Munition daraus, wir können uns nicht mit Geld wehren, Blei und Eisen gilt jetzt mehr. Der Mann gieng betrübt heim; kaum war er fort, so begann der Feind zu schießen; Einer der Ersten, die getroffen wurden, war der reiche Sohn; ehe der Vater zu Hause, war der Sohn begraben.

Während wir es früher nur mit einem Feinde vor uns zu thun gehabt hatten, erhielten wir nun von Zeit zu Zeit Schüsse von der Seite; wir errichteten Wälle nach der Seite; diese wurden aber häufig eingeschossen, trotzdem wir schwere Steine vom Abbruche eines Hauses hinter die Erde legten; es war eben nur trocken gemauert und hielt deßhalb nicht.

Aber auch hinter uns waren Feinde; in die Stadt hatten sich Leute aller Art gerettet, diese fanden sich zusammen mit dem Gesindel, das sonst etwa in großen Städten lebt. Ohne Liebe zum Lande, ohne Ehre im Leibe, ohne Grundsätze, ohne Brod wurden diese Leute gefährlich; erst verübten sie Diebstahl, dann Raub, schließlich rotteten sich ganze Haufen zusammen und plünderten einzeln stehende Häuser, legten auch wohl Feuer an, um rauben zu können. Das war nun die Frucht derjenigen Zeitungen, die Alles heruntergerissen hatten, was noch einen Funken von Wohlwollen, Sittlichkeit, Treue, Vaterlandsliebe und Gewissenhaftigkeit bewahrt hatte. Wir hatten den Feind vor und den Aufruhr hinter uns; freilich wurde Standrecht verkündet und ohne viel Umstände erhängt und erschossen, was nicht unschuldig war; damit war aber doch unsere Vertheidigungskraft geschwächt.

Eines Tages traf ein feindliches Geschoß von der Seite unser Geschütz voll auf das Rohr; wäre das von Stahl gewesen, es hätte vielleicht gehalten, so aber erhielt es einen Buck, daß man damit nicht weiter schießen konnte.

Man wies uns nun an anderer Stelle ein größeres Geschütz an, zu welchem keine Bedienung mehr vorhanden war, wenn es je vorher eine gehabt. Wir wußten mit diesem nicht so recht umzugehen, auch mit der Munition nicht. Eines Tages in der Frühe, als wir einige Schüsse wechselten und man eben das Rohr laden wollte, sprang das Geschoß im Laden, und drei Mann lagen todt am Boden, ganz zerrissen. Dieses schauerte mich mehr, als was ich vorher gesehen; auf das, was vom Feinde kam, war man gefaßt, aber von unserm eigenen Wehrzeug getödtet zu werden, lähmte uns. Mein Bruder und ich waren unversehrt; wir waren noch fünf Mann zum Geschütze und schossen weiter.

Täglich, stündlich gedachten wir, daß unsere Stunde gekommen; der Mangel an Nahrung, die verpestete Luft, die schlaflosen Nächte hatten uns krank und schwach gemacht und wir erwarteten auf diesem oder jenem Wege das Ende. Eines war seltsam, so jung wir meistens waren, es klagte Keiner, Keiner versagte dem Andern eine Bitte, Keiner brauchte ein bitteres Wort; ich verstand nun, was Kameradschaft ist, und daß sie höher steht als Freundschaft; diese ist nur gut gegen die, welche man gerade mag, die andere ist gut gegen Alle, die um uns sind.

Das Ende sollte kommen; eines Tages gegen Abend wurde geschossen; wir hatten noch etwa zehn Schüsse im Ganzen und hatten schon zwei davon verfeuert; beim dritten Schusse riß der

Boden des alten Geschützes ab; mein Bruder Hans, der dahinter gestanden, lag in Fetzen zerrissen weit fort geworfen. Dießmal schrie ich nicht, ich weinte nicht, ich fluchte nicht und betete nicht; ich stand über dem Allem, was aber in mir vorgieng, kann Niemand begreifen, der es nicht erlebt hat; ich begreife nicht, daß meine Haare nicht grau wurden in der Nacht, die folgte. Am Morgen hörten wir kein Schießen; wir waren sehr verwundert darüber; da entdeckten wir auf der Spitze des höchsten Thurmes der Stadt eine große weiße Fahne. Es war vorüber. — Wir hatten umsonst gekämpft, gelitten, geblutet und geopfert.

Sieh, wenn ich denke, daß mit gutem Willen, mit einigen zeitigen Opfern dieß Alles hätte verhindert werden können, so überkommt mich bitterer Groll gegen Alle, die aus Unwissenheit oder Eigennutz die Völker verblenden; Streit wird es immer geben, bei Menschen wie bei Völkern; man muß sich eben darauf vorsehen.

Mit der Einnahme der Stadt hörten auch die Feindseligkeiten auf; die Gegner der Ransofzen, die Repussen waren von der andern Seite her in unser Land gedrungen, um ihrem und unserm Feinde entgegenzuziehen. Unser Heer war zersprengt; es blieb uns nichts übrig, als uns den Letztern nach derem Willen anzuschließen; man hätte sich seiner Zeit ebensogut den Ransofzen anschließen können, man wäre vielleicht etwas besser davon gekommen, groß könnte der Unterschied nicht gewesen sein. Unser Land mußte eine gewisse Zahl Truppen stellen und zwar an jeden der Gegner, so wie sie das Land besetzt hielten; da ward der Jammer und das Elend erst recht groß; ich wollte da nicht mithelfen, und was irgend konnte, machte sich davon, selbst aus den Reihen der Truppen entfernte sich, was sonst irgend eine Zukunft haben konnte; der Krieg gieng uns ja nichts mehr an.

Auch ich fand Kleider und kam nach vielerlei Gefahren wieder in nächtlicher Stille in mein Dorf, wo in den stehen gebliebenen Häusern die Reste der Einwohner ein kümmerliches Leben führten, denn die Lebensmittel fehlten ganz. Ein reicher Mann vernahm, daß ich da sei, und da er wußte, daß unser Hof mir als einzig Ueberlebendem gehörte, bot er mir einen Kauf an. Er bot wenig genug, aber ich wollte fort; trotz aller Schwierigkeiten wußte mein Mann baar Geld zu bekommen und so verließ ich denn eines Morgens meine Heimat, kam unter vielen Gefährlichkeiten bis zum Meere und hieher in den Westen.

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Leute; der junge Bursche, der seiner Zeit Nachts mit mir vom Dorfe gegen die Stadt zu geflohen war, und den ich damals verlor, kam auch hieher, nach zwei Jahren trafen und kannten wir uns wieder. Er zog zu mir; er hatte eine Schwester mitgenommen und diese wurde später meine Frau, deine Großmutter.

Sie ist nun längst im Friedhofe drüben an der Kreuzstraße und auch ich werde bald dort sein; wir haben brave Kinder gehabt, von denen die Meisten uns vorangegangen sind. Wir haben es ertragen; wer einmal im Unglücke gereift ist, der verwindet viel; so lange die Großmutter lebte, kamen die trüben Tage selten über mich, konnten wir doch noch von der Heimath und von vergangenen Zeiten sprechen; seit sie dahin ist, bin ich trotz eurer Liebe sehr einsam; im Alter kommt man auf seine ersten Erinnerungen zurück; ich würde gerne zurückkehren in mein Land, so alt ich bin, damit meine Gebeine auf dem Friedhofe ruhen möchten, wo meine Voreltern alle liegen. Aber wo soll ich hin; ein anderes Geschlecht, andere Völker, andere Weisen sind jetzt dort geltend; selbst der Name meiner Heimat, meines Vaterlandes existirt nicht mehr.

Es war tiefe Nacht; der Greis erhob sich, gestützt auf seinen Enkel, der so lange schweigend zugehört hatte; im Aufstehen fragte der Junge: Wann war das Alles?

Wir zählen jetzt 1936, sagte der Alte, es sind 55 Jahre seither.

Also im Jahre 1881, sagte der Junge, das ist wirklich schon lange her. Dank und gute Nacht, lieber Großvater!

Viel versprechend.

Der Besitzer einer Schaubude, der auf mehreren Messen den „Brand von Moskau"